Zeitschrift: Zürcher Illustrierte
Band: 13 (1937)
Heft: 15

Artikel: 3 Kioske am See [Fortsetzung]
Autor: Brockhoff, Stefan
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-751703

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

3 Kioske am See

KRIMINALROMAN VON STEFAN BROCKHOFF

8. Fortsetzung

Copyright by Verlag Wilhelm Goldmann, Leipzig-Bern

Der Besucher sah ihn abwartend fragend an. «Sie wollten doch kaufen, meinte er, und seine bittende Stimme stand in merkwürdigem Gegensatz zu seinem breiten, brutalen Gesicht.

«Doch, ich kaufe», antwortete Hürlimann freundlich. «Sie müssen nur etwas warten, denn ich habe so viel Geld nicht im Geschäft. Ich werde es von der Bank holen lassen. Es dauert kaum 10 Minunten — wenn Sie warten wollen, oder in einer Viertelstunde zurückkommen?» —

«Ich warte», sagte der Mann und ließ sich auf einem der kleinen Hocker nieder, die vor dem Ladentisch standen.

Schade, dachte Hürlimann, als er die Telephonnummer drehte, die der Kommissar Wienert auf dem hektographierten Schreiben angegeben hatte, kommt einem schon mal das Glück ins Haus, dann steht es unter Polizeiaufsicht.

Wienert war in zehn Minuten da. Er kam mit zwei Beamten durch den hinteren Eingang und verglich in Hürlimanns Büro die Perle, die er im Kiosk der Beurer gefunden hatte, mit denen der Kette. Auch ein Laie sah, daß es dieselben Perlen waren.

Der Mann im Laden, bis jetzt schüchtern und zaghaft, wurde plötzlich eiskalt und ruhig, als Wienert eintrat, seine Marke vorzeigte und um die Papiere bat. Er musterte mit ironischem Lächeln den Kommissar, der in dem Paß blätterte.

«Sie sind Emil Beurer, der Bruder der ermordeten Johanna Beurer?»

Der Mann nickte.

«Sie sind verhaftet! Folgen Sie uns bitte zum Polizeikommissariat.» Wieder nickte der Mann. — Es ging alles blitzschnell. Wenige Minuten später saß man im Auto, das nach dem Kommissariat am Bahnhofquai fuhr. Wienert war sichtlich gut gelaunt.

«Ich wünsche mir, daß alle meine Verhaftungen so glatt gehen wie bei Ihnen», sagte er freundlich zu dem neben ihm sitzenden Emil Beurer, als wolle er ihm ein Kompliment machen.

«Und ich wünsche Ihnen, daß bei Ihren anderen Verhaftungen mehr herauskommt als bei meiner», antwortete Emil Beurer, der verschlossen vor sich hinstarrte.

Allerdings war das Barometer von Wienerts Laune nach den ersten zehn Minuten Vernehmung mächtig gesunken. Emil Beurer gab folgendes zu Protokoll: Er sei mit 18 Jahren von Hause ausgerissen, habe dann in den verschiedensten Berufen in Innsbruck, Salzburg, Prag und Wien gearbeitet. Nach dem Tode seiner Eltern sei er einige Male zu Hause gewesen, um Erbschaftsfragen zu regeln. Mit seiner Schwester Johanna habe er dauernd Streit gehabt, da sie ihm, nach seiner Ansicht, nicht sein volles ihm zustehende Erbe ausgehändigt habe. So habe es auch vor etwa einer Woche, als er aus Wien gekommen sei, abends im Kiosk der Schwester eine scharfe Auseinandersetzung um das Erbteil gegeben. Seine Schwester habe behauptet, er sei längst überzahlt, er glaube jedoch, daß sie den größeren Teil ihm unterschlagen habe. Als sie ihm am Abend im Kiosk wieder das Geld verweigert habe, habe er ihr am Ende des Streites die Perlenkette vom Hals gerissen, um sich durch den Verkauf schadlos zu halten für das ihm vorenthaltene Erbe. Dann sei er weggegangen und habe sich nicht mehr um die Schwester gekümmert.

«Dann sind Sie weggegangen und haben Ihre Schwester im Nebel am See erwartet, nicht wahr?» fragte Wienert.

«Nein», sagte der Mann.

«Was haben Sie gemacht?»

«Ich war noch etwas spazieren und bin dann in mein Hotel gegangen.»

«Der Nachtportier Schütterlin hat Sie um dreiviertel neun aus dem Kiosk kommen sehen. Von dem Kiosk bis zu Ihrem Hotel an der Schifflände sind es etwa 30 Minuten. Können Sie jemanden angeben, der Sie um viertel ab neun in Ihrem Hotel gesehen hat?»

«Nein», sagte der Mann.

«Sie wissen vielleicht, daß am Abend des 6. September die ‚Makedonia'-Kioske am Stauffacherplatz und Mythenquai zerstört wurden. Haben Sie damit etwas zu tun, oder wissen Sie etwas von dem Brandstifter?»

«Nein», sagte der Mann.

«Können Sie für den Abend des sechsten September wenigstens Ihr Alibi nachweisen?»

«Jawohl», erklärte Emil Beurer diesmal, und er gab an, daß er am 6. September von 9 bis halb 12 Uhr abends in dem Restaurant seines Hotels mit dem Kellner und zwei anderen Leuten, deren Namen er angeben konnte, Jaß gespielt habe. Wienert notierte die Namen und beschloß, die Leute auf einen der nächsten Tage vorzuladen.

«Haben Sie vom Verschwinden Ihrer Schwester gelesen? Daß man sie tot aufgefunden hat? — Ja! — warum haben Sie sich nicht gemeldet, wenn Sie ein reines Gewissen haben?»

Emil Beurer wurde zum erstenmal verlegen und murmelte einfach, daß er mit der Polizei nichts zu tun haben wolle. Im übrigen habe er alles gesagt, sie könnten ihn jetzt fragen was sie wollten, er sage nichts mehr, beweisen könnten sie ihm doch nichts.

Dabei blieb es. Wienert gab sich noch eine Weile alle Mühe, er schrie und brüllte, war jovial und nett, ließ es sich eine Zigarre kosten — alles umsonst. Er bekam nichts mehr aus dem Mann heraus. Es blieb nichts anderes übrig, als ihn abzuführen und auf eine neue Vernehmung zu hoffen.

Mißmutig blieb Wienert zurück. Daß alle Halunken mit derselben Lügerei anfangen, dachte er. Wenn doch einer mal so originell sein wollte, alles gleich zuzugeben.

Der Wachtmeister Goesch trat ein. «Soll jetzt die Ueberwachung des Beurer-Kioskes aufgehoben werden?» fragte er.

Wienert biß ärgerlich an einem Bleistift herum. Da ließ er jetzt seit Tagen die Stelle an dem Unglücks-Kiosk an der Seestraße unauffällig durch einen Beamten in Zivil überwachen, um vielleicht noch eine Spur zu finden. — Ja, eigentlich konnte der Posten nun weg, denn mit Emil Beurer hatte man ja den Gesuchten. Wienert begriff sich selbst nicht recht, als er jetzt Befehl gab, den Posten am Kiosk vorläufig noch stehen zu lassen.

Büro in Ferienstimmung.

Herr Arnold Loos war bereits in Ferienstimmung. Er saß untätig in seinem Sessel und blätterte zerstreut in den Korrespondenzen. Trudi Leu wartete darauf, daß er sie zum Diktat bestellen würde. Aber er bestellte sie nicht. Er schien plötzlich an der Zigarrenfabrik «Makedonia» nicht das mindeste Interesse mehr zu haben. Auf seinem Schreibtisch lagen Prospekte, die er sich vom Reisebüro hatte kommen lassen. Er sah sie immer wieder von neuem durch, als könnten die bunten und verlockenden Bilder ihn schon in die ländlich-erholsamen Gegenden versetzen. Bisweilen ging er in seinem Zimmer auf und ab, nickte einige Male mit seinem schweren runden Kopf und sprach leise vor sich hin: «Ja, so wollen wir es machen. Man muß bremsen. Auf alle Fälle.»

Als Herr Xylander eintrat, versteckte er rasch die Prospekte unter einem Haufen von Briefschaften und tat sehr beschäftigt, als schäme er sich seines Reisefiebers.

«Sie haben es gut», sagte der Sozius lächelnd. «Sie können Ferien machen und brauchen sich um den ganzen Kram eine Weile nicht zu kümmern.»

«Ja, man hat es auch nötig. In der letzten Zeit ging es mir zu bunt zu. Das hat mich ganz kaputt gemacht. Und die Sache mit Polen gefällt mir gar nicht.» Er sprach ärgerlich und etwas bissig, als sei es Herrn Xylanders Schuld, daß es in der letzten Zeit so viel geschäftliche Aufregung gegeben hatte.

«Sie fahren nach Beatenberg?» fragte Xylander und schien den vorwurfsvollen Ton seines Gegenübers freundlich zu ignorieren.

«Ja, nach Beatenberg. Sonntag bin ich bestimmt schon oben. Wunderbar ist es dort. Und der Blick auf den Mönch und den Thunersee! Waren Sie eigentlich schon einmal dort? Nein? Das sollten Sie aber nachholen.»

Aus seiner rechten Rocktasche holte er eine Ansichtskarte und reichte sie dem Sozius. «Sehen Sie, das ist das Panorama. Natürlich nur ungefähr. Die Karte ist von meiner Schwester.»

Komisch, dachte Xylander blitzschnell, das ist aber seltsam. Ich habe seine Schwester doch noch gestern auf der Straße getroffen. Oder war das vorgestern? Nein, es war bestimmt gestern. Und da soll sie jetzt schon eine Karte aus Beatenberg geschrieben haben? Das geht doch gar nicht. «Sie ist schon vorgefahren», sprach Herr Loos weiter. «Vorgestern bereits. Hat Zimmer gemietet, im Park-Hotel Post, da wohnen wir immer, das ist angenehm; da muß ich mich um nichts mehr kümmern, wenn ich hinkomme.»

Aufmerksam versenkte sich Xylander in die Ansichtskarte, darstellend den Blick von Beatenberg auf die Jungfraugruppe. Um seine Lippen spielte ein spöttisches Lächeln, das er dem Sozius gerne verbergen wollte.

«Na, hoffentlich haben Sie Glück mit dem Wetter», sagte er etwas mokant. «Und gute Erholung. In zwei Wochen sind Sie ja zurück. Wenn es etwas sehr Wichtiges in der Zwischenzeit geben sollte, schreibe ich Ihnen. Oder ich komme mal über den Sonntag nach Beatenberg. Schon wegen des Blicks auf den Thunersee und den Mönch. Grüßen Sie Ihr Fräulein Schwester.» Er lächelte süffisant, als er die Türe hinter sich schloß.

Herr Loos betrachtete noch einmal genau die schöne Postkarte, bevor er sie in seiner Rocktasche versorgte. Auch er lächelte. Und man konnte die Zufriedenheit auf seinem dicken, grobporigen Gesicht ablesen. Er rieb sich die Hände, als wäre er sehr vergnügt. Selbst vor der bevorstehenden Eisenbahnfahrt schien er sich diesmal nicht zu fürchten, obwohl er doch Reisen auf den Tod nicht leiden konnte.

Zeitiger als gewöhnlich verließ er das Büro. «Ich muß noch packen», sagte er zu Trudi Leu, als er sich von ihr verabschiedete. Dann schüttelte er noch einigen Angestellten die Hand, bevor er der Fabrik für zwei Wochen den Rücken kehrte. «Zwei Wochen, das ist nicht viel», meinte die Telephonistin Byswang. «Leider, leider», bestätigte Herr Loos, «mir wäre am liebsten, ich müßte überhaupt nicht mehr hierher zurückkommen.» Aber das war wohl nur ein Scherz.

Trudi warf einen raschen Blick aus dem Fenster und sah noch, wie die kleine, gedrungene Gestalt von Herrn Arnold Loos um die Ecke verschwand. Ein grünes Licht blitzte auf ihrem Tisch auf: Herr Xylander wünschte sie zu sprechen.

«Wissen Sie, Fräulein Leu, wo die Abschrift meines letzten Briefes an die Firma van den Bergh in Amsterdam ist?» fragte der Chef und blickte von seinen Akten

Zum erstenmal zu zweit

Auf dem Flugplatz von Villaconblay in Frankreich wurde das Experiment gemacht und es gelang. Die beiden Fallschirmspringer Jacques Manget und Pierre Raphael sprangen aus 600 Meter Höhe gemeinsam mit einem Fallschirm ab. Der Fallschirm ist eine neuartige Konstruktion und hat 14 Meter Durchmesser.

Pour la première fois, Jacques Manget et Pierre Raphael ont tenté l'expérience de descendre couplés sous le même parachute. D'une hauteur de 600 mètres, ils ont effectué dans des conditions normales leur descente sur l'aérodrome de Villacoublay.

gar nicht auf. Ja, Trudi wußte es: Herr Loos hatte sich diesen Durchschlag vorhin hineinbringen lassen, er würde sicher auf dessen Schreibtisch liegen. Ob sie ihn holen sollte?

«Nein, danke,» meinte der Chef. «Ich werde selbst hinübergehen.»

Xylander blieb ziemlich lange in dem Arbeitszimmer seines Sozius. Wenn er mich geschickt hätte, wäre der Brief schon längst zur Stelle, dachte Trudi. Aber Xylander schien es mit dem Durchschlag des Briefes gar nicht so eilig zu sein. Er saß vor dem Schreibtisch von Arnold Loos und hatte einige Prospekte vor sich ausgebreitet, die er unter den Akten des Sozius gefunden hatte. Es waren schöne, sehr bunte Heftchen, die über die Bergbahnen im Berner Oberland unterrichteten. Ein Prospekt von der Jungfraubahn, einer von der Beatenbergbahn, einer von der Wengernalpbahn und noch einige andere. Xylander legte sie sorgfältig nebeneinander und ließ seinen Blick träumerisch über sie hinweggehen. So, so, dachte er, da will der Loos also auch Bergtouren machen. Und wieder lächelte er maliziös.

Xylander nahm ein auffallend reges Interesse an den Bergbahnprospekten. Er ließ sich von seinem Zimmer aus mit dem Reisebureau «Kuoni» verbinden und gab den Auftrag, sofort alle verfügbaren Bergbahnprospekte des Berner Oberlandes herüberzuschicken. Herr Xylander unterbrach sein Diktat, als der Bote vom Reisebureau die Heftchen abgab.

«Wollen Sie denn auch verreisen?» fragte Trudi neugierig.

Der Chef sah von den Prospekten kaum auf. «Ja, vielleicht über den Sonntag», meinte er. «Meine Frau ist in Spiez. Wenn es schön ist, werde ich sie mit dem Wagen abholen und irgendwo hinfahren.»

Er breitet die farbigen Prospekte sorgfältig vor sich aus, wie ein Patienceleger die Spielkarten, und fuhr mit der Hand darüber, als wolle er sie abzählen. Auf dem Prospekt der Niesen-Bahn, braun auf gelb, blieb seine Hand zögernd liegen. Dann glitten seine Finger weiter über den Beatenbergprospekt, den Jungfraubahnprospekt, den Wengernalpbahnprospekt und noch einige andere.

Niesen-Kulm-Hotel, 2367 Meter.

Die Saison war eigentlich schon längst vorbei. Mitte September fanden sich nur noch wenige Ausflügler auf dem Niesen-Kulm-Hotel ein. Die Bergbahn, die von Mülenen die 2367 Meter hinaufkletterte, fuhr meist mit leeren Wagen. Direktor Burkhard, der Chef des kleinen Hotels, das etwas verlassen auf der obersten Spitze des Kegels lag, seufzte leicht, als er nach dem Mittagessen seinen gewohnten Rundgang um das große Plateau antrat. Fünf Gäste nur, dachte er, das ist mager, selbst wenn man den verregneten Sommer in Betracht zieht. Auch heute sah es trüb aus. Unten im Kandertal wogte ein dichtes graues Meer. Man sah kein einziges Dach. Der Thunersee war ganz zugehangen, und hoch hinauf bis zum Massiv des Stockhorns kletterten die Nebelfetzen. Auf dem Gipfel der Jungfrau und der Blümlisalp glänzte die Sonne, aber nur die höchsten Spitzen lagen frei. Weiter unten ertranken die belebenden Strahlen im dichten grauen, feuchten Teppich. Direktor Burkhard dachte an den 18., und sein Gesicht erhellte sich etwas. Am 18. hörte der Dienst auf, da konnte man sich Erholung gönnen. Nur noch zwei Tage, dann gab es keinen Niesen mehr, keine neugierigen Gäste, die von jedem Gipfel den Namen wissen wollten, und nicht mehr die zermürbenden Kalkulationen, wieviel Eßwaren man mit der Bergbahn heraufkommen lassen sollte. Heute wird mir wieder etwas übrig bleiben, dachte Herr Burkhard, und warf dem Eiger einen melancholischen Blick zu. Die drei Holländerinnen blieben nicht zum Nachtessen; die wollten mit der 3-Uhr-Bahn nach unten. Daß die zwei restlichen Gäste den gesamten Bestand an Hammelfleisch vertilgen würden, war nicht anzunehmen. Wenn es sich noch aufhellte, ließ sich für morgen und übermorgen mit drei bis vier Besuchern rechnen. Dann brachte man das Hammelfleisch noch an den Gast. Zum Glück verdarb es bei der niedrigen Temperatur nicht.

Gedankenvoll betrachtete Herr Burkhard die letzten Blumenbüsche rings um das weite Plateau. Der Wind zauste sie mitleidlos, riß ihnen die Blätter von den Stengeln und wirbelte sie hinab der unendlichen Tiefe zu. Es war derselbe Wind, der unten im Tal die Nebelmassen durcheinanderschüttelte, der oben auf den hohen Berggipfeln den Neuschnee vor sich herjagte, dessen sausende Schwingen bedrohlich um die Holzwände des kleinen Niesen-Hotels lärmten.

Das Liesel kämpfte sich den schmalen Weg zum Plateau durch und schrie. Doch der Wind riß ihr die Worte aus dem Mund. Mühselig rannte sie das Plateau hinauf. Jetzt bemerkte Herr Burkhard die Gestalt. «Das Telephon», brüllte das Liesel wütend. «Herr Burkhard, das Telephon, von unten.» Natürlich von unten, dachte Herr Burkhard, während er eilig an Liesel vorbeistolperte, von oben kann niemand anrufen, denn hier gibt es ja kein Oben. Dann stürzte er in die Halle und riß den Hörer an sich.

Eine amtliche Stelle verlangte eine Auskunft. Herr Burkhard nahm unwillkürlich eine dienstergebene Haltung ein, obwohl ihn der Beamte am anderen Ende der Leitung gar nicht sehen konnte. «Hier ist die statistische Abteilung des Fremdenverkehrsbüros in Interlaken», sagte eine tiefe, stark dialektgefärbte Stimme, «wir hätten gerne gewußt, wie der Touristenbesuch in den letzten Tagen gewesen ist.»

«Miserabel», erwiderte Herr Burkhard, «saumäßig schlecht. Heute haben wir noch fünf Gäste, von denen drei in kurzer Zeit abfahren werden, drei Holländerinnen übrigens.»

«Fünf Gäste», wiederholte die Stimme etwas tonlos, «und die andern beiden?»

«Die andern beiden?» Direktor Burkhard dachte einen Moment nach. «Ich glaube, der eine Herr, ein Ausländer aus irgend einem östlichen Land . . .»

«Ein was?» fragte die tiefe Stimme etwas verwundert.

«Ein Ausländer . . .» brüllte der Hoteldirektor und fand, daß es für den Statistiker eigentlich uninteressant sei, welche Nationalität . . .

«Was ist mit dem einen Gast? Bleibt er bis morgen? Dann hätten Sie also für die letzten beiden Tage . . .»

«Nur einen Gast in voller Pension», ergänzte Herr Burkhard, «den Ausländer. Der Geschäftsfreund, der Schweizer, fährt, soviel ich weiß, um halb acht mit der Bahn ab.»

«Wir danken Ihnen», erklärte die Stimme, «wir sind gerade beim Abschluß der diesjährigen Fremdenverkehrsstatistik, da benötigen wir Ihre Angaben. Verbindlichen Dank.»

Ein Krachen, das Bureau hatte eingehängt. Herr Burkhard war für die Abwechslung ganz dankbar. Hoffentlich hatte er keine falsche Auskunft erteilt. Er nahm den Anruf aus Interlaken vielleicht wichtiger, als er gemeint war und bemühte sich zu Zimmer 12, dem Aufenthaltsraum der Herren Loos und Zagorski hinauf. «Verzeihen Sie, daß ich störe», sagte er und sah zunächst gar nichts. Das Zimmer schwamm in Rauchwolken. Erst allmählich entdeckte er die zwei Gesichter, das dicke rötliche des Schweizers und das spitze ausdruckslose des Polen. «Verzeihen Sie, es stimmt doch, daß der Herr heute abend fährt?»

Einen Augenblick Stille. Dem Direktor schien es, als wäre den Herren die Frage nicht angenehm. «Warum?» fragte endlich der Schweizer aus seinen Rauchwolken heraus.

Burkhard lachte ein wenig verlegen. «Das Verkehrsbureau in Interlaken hat angerufen. Es hat gefragt, wieviel Gäste ich habe, wegen einer Statistik.»

Herr Loos blickte den Hotelier scharf an. «Hat man etwa nach den Namen gefragt?»

«Aber nein», versicherte Herr Burkhard rasch. «Es ist ja nur wegen einer Statistik, da braucht man keine Namen und außerdem kenne ich den Namen von dem Herrn nicht.»

Die Antwort schien Herrn Loos zu beruhigen. «Gut», sagte er. «Ich nehme die Bahn um halb acht. Wie spät ist es jetzt eigentlich?»

Burkhard sah beflissen nach der Uhr. «Zwei Uhr fünfundzwanzig», stellte er genau fest. «Aber zum Nachtessen bleibt der Herr doch?»

«Ja, ja», machte der Dicke ungeduldig, «aber sorgen Sie dafür, daß rechtzeitig serviert wird, damit ich die letzte Bahn nicht versäume.»

Der Direktor machte eine zustimmende Verbeugung, doch er merkte, daß er störte und ließ die beiden Herren allein.

Die Herren saßen übrigens schon seit vier Stunden allein im Zimmer zwölf, mit dem Rauch ihrer schweren Zigarren füllten sie den kleinen Raum, mit dem zähen erbitterten Kampf ihrer Gespräche füllten sie die Zeit, die langsam versickerte. Sie hatten Tabellen auf dem Tisch ausgebreitet und rechneten heftig. Die dumpfe schwere Stimme von Herrn Loos wurde immer wieder von den schnellen gackernden Läufen des Polen unterbrochen. Als die Liesl gegen vier Uhr Tee und Gebäck ins Zimmer brachte, hatten die Herren kampfrote Köpfe. Da das Mädchen eintrat, verstummten sie gleich. Doch hatte die Liesel vom Gang aus ihre polternden Stimmen gehört und sagte sich, daß da etwas nicht geheuer sei. Sie äußerte es übrigens auch zu Herrn Burkhard, der barsch erklärte, das ginge eine Serviertochter nichts an und was die Herren denn gesagt hätten. Liesl hatte nur vernommen, daß es um Geld ging. Um viel Geld. Sonst hatte sie nichts gehört und gesehen. Sie hatte eben nicht so scharfe Augen wie Herr Loos. Darum war ihr nicht aufgefallen, daß die linke Brusttasche von Waclaw Zagorskis Veston seltsam nach außen gewölbt war.

Das ist doch ein Revolver, hatte Herr Loos erschreckt gedacht. Warum trägt der Mann einen Revolver, wenn er verhandeln will? Und es hatte seine Stimmung nicht verbessert. Er hatte gehofft, Hilfe zu finden, aber nun sah alles anders aus. Manchmal lag ein sonderbarer Ausdruck in dem verschwommenen Gesicht des Polen, ein Ausdruck von Furcht, der dann besonders hervortrat, wenn die Rede zufällig die Person des Julek Sedlazcek berührte.

Etwa gegen 6 Uhr verließen die Herren das Zimmer. Sie hatten etwas entzündete Augen und rochen nach Tabak. Die Luft draußen war sehr kühl, aber von jener leichten Klarheit, die man nur in den hohen Regionen antrifft. Ueber das Plateau bließ ein kräftiger Wind. Unter ihnen im Kandertal wogte das Nebelmeer, dunkelgrau und lichtlos. Die Herren Loos und Zagorski standen schweigend da. Sie blickten auf die weißschimmernden Bergspitzen, die ein unmerklicher Anflug von Rot bedeckte, als wäre Blut darüber verstäubt. Jeder hing seinen Gedanken nach.

«Wir sind ganz allein hier oben», sagte Herr Zagorski.

«Ja, ja», erwiderte Arnold Loos. Seine Stimme klang etwas ängstlich. Unwillkürlich wandte er die Schritte wieder dem Hotel zu, als gäbe es dort Zuflucht und Geborgenheit. Er blickte für eine Sekunde den Abhang hinunter.

«Wie gebrechlich die Schienen der Seilbahn aussehen», bemerkte er zu Herrn Zagorski. «Man sollte kaum glauben, daß man da lebend hinunterkommt.»

Dann gingen die Herren in den Speisesaal, in dem ein trübes, übelgelauntes Licht herrschte. Der Kellner servierte zerstreut das Hammelfleisch. Er dachte an übermorgen, den 18. Wenn Niesenbahn und -hotel geschlossen wurden, war es aus mit seinem Engagement. Dann mußte man für den Winter sorgen. Die Herren aßen schnell und ohne rechten Appetit. Man sah ihnen an, daß sie nicht in bester Stimmung von einander schieden. Sie sprachen kaum ein Wort.

Trotzdem begleitete Waclaw Zagorski Herrn Loos an den kleinen hölzernen Bahnhof, wo die Seilbahn bereits wartete. Es war 7 Uhr 15; die beiden Männer standen noch 5 Minuten in dem kalten, nassen Wind, schweigsam und aneinander vorbeisehend. Dann zog Zagorski plötzlich den Hut und verabschiedete sich von Herrn Loos. Er wünschte eine gute Heimfahrt und es schien Herrn Loos, als spiele ein böses Lächeln um seinen Mund. Dann verschwand er mit raschen Schritten.

Es mußte wohl sehr kalt sein, denn Arnold Loos zitterte einen Augenblick und schloß den leichten Sommermantel fest bis zum Hals.

Pünktlich um 7 Uhr 30 ertönte das Klingelzeichen von unten. Der Kondukteur Laurenz Imfeld begab sich nach vorn auf den Wagen und fuhr mit seinem einzigen Fahrgast langsam zu Tal.

Es war schon sehr dunkel und die Uhr im Speisezimmer zeigte gegen 8 Uhr 05, als Waclaw Zagorski in das Niesen-Kulm-Hotel zurückkehrte. «Ein komischer Herr», dachte Direktor Burkhard, «das ist doch wahrhaftig kein Wetter für Nachtspaziergänge.»

Interlaken, Regina-Hotel.

Frau Valerie Xylander war mit ihrem Aufenthalt in Spiez nicht sehr zufrieden. Es gab dicken Nebel rings um den Thunersee, man konnte schwerlich von Erholungswetter reden. Auch jetzt, als sie nach dem Diner auf den Balkon ihres Zimmers trat, mußte sie feststellen, daß die Wolken noch immer tief um den Niesen hingen. Es war kurz nach 1 Uhr. Wenn die Sonne bis jetzt nicht durchgedrungen war, durfte man nicht mehr viel hoffen. Aber Frau Valerie erlebte doch noch eine Ueberraschung, ehe sie den Balkon verließ. Vor dem Portal des Grand Hotel Bubenberg fuhr ein glänzender Packard vor, und Frau Valerie erkannte Pedroni vorn am Steuer. Als ihr Mann ausstieg, war sie sehr erstaunt. Seltsam, dachte sie, er ist doch sonst nicht so galant. Wieso kommt er mich besuchen? Heute ist doch Montag.

Herr Xylander brachte seiner Frau Blumen mit und eine große Bonbonnière mit Pralinen. Er zeigte sich besonders aufgeräumt und machte ihr Komplimente über ihr gutes Aussehen. Ganz wie früher, dachte Frau Valerie und lächelte glücklich. Es sei sehr langweilig ohne sie, versicherte Herr Xylander, er habe richtig Sehnsucht nach ihr gehabt. Frau Valerie badete genußvoll in dieser Woge von Liebenswürdigkeit. Sie sprach viel, in behendem Französisch, das von kleinen, perlenden Lachkaskaden munter unterbrochen wurde. Dann erklärte sie plötzlich, sie müsse jetzt ihre Mittagsruhe haben: das gehöre zur Schönheitspflege. Und Herr Xylander, ermüdet von der langen Autofahrt, hatte gegen die eine Stunde Schlaf nichts einzuwenden.

Gegen 4 Uhr hatte Frau Valerie ihre Toilette beendet und man beschloß, nach Interlaken zu fahren. Carlo Pedroni öffnete den Schlag. Er blickte seine Herrschaften noch ergebener an als sonst. Dann glitt der große Packard weich und rasch am Ufer des Thunersees entlang. Schade, daß man nichts vom Niesen sah. Seine ebenmäßige Silhouette gehörte zu diesem See wie die versteckten Städtchen, das Thuner Schloß, die Segelschule und die Motorschiffsgaragen, in die man direkt vom Wasser aus hineinfuhr. Direktor Xylander kannte das Gebiet um den Thuner- und Brienzersee genau. Er wußte, wie die Bergbahnen liefen, man hätte ihn nach den Fahrzeiten fragen können, und er wußte sogar, welche sich rentierten und welche nicht.

Jetzt deutete er auf die andere Seeseite. «Da oben liegt Beatenberg. Dort sitzt jetzt Herr Loos nebst Schwester und ärgert sich über das schlechte Wetter.» Aber Herr Loos saß gar nicht da oben und hatte im Moment etwas ganz anderes zu tun, als sich über das schlechte Wetter zu ärgern. Er hatte in 2367 Meter Höhe, auf dem Hotel Niesen-Kulm, eine Unterredung mit einem polnischen Herrn. Aber davon brauchte schließlich niemand etwas zu wissen.

Auf der dunklen Fläche des Thunersees spielten vereinzelte Sonnenstrahlen. Die Wälder am Wegrand wurden schon gelb und vertrauten ihre Blätter dem sanften Herbstwind an. Er wirbelte sie hurtig in die Höhe und ließ sie dann achtlos über die Uferböschung in den See gleiten. Sehr verschlafen lag das kleine Oertchen Därligen am Wege und sah erstaunt dem rasch dahingleitenden Wagen nach. Der See wurde jetzt schon schmaler, bald würde er sich zu der kümmerlichen Fahrrinne verengen, durch die die Dampfer bis zum Interlakener Hafen vordrangen.

Frau Valerie sah den unbeweglichen Rücken Carlo Pedronis vor sich. Er schien ihr müde und gebeugt. «Mit dem Pedroni ist doch etwas los», meinte sie.

Herr Xylander nickte. «Der arme Kerl!» antwortete er. «Der Tod von diesem Fräulein Beurer hat ihm einen furchtbaren Stoß gegeben. Ich hätte das nie gedacht. So ein starker und einfacher Bursche!»

Seit dem Mord an Johanna Beurer war der junge Chauffeur in einen Zustand willenloser Gleichgültigkeit gesunken. Dafür widmete er sich seinem Dienst mit verstärktem Eifer. Er hing an seinem Herrn mit der blinden Ergebenheit eines Hundes. Als er sich jetzt zu Herrn Xylander umwandte, um zu fragen, wo er vorfahren sollte, fühlte sich Frau Valerie sonderbar berührt von seinem verschleierten Blick, der bittend und forschend auf ihrem Gatten ruhte.

Die etwas verödeten Straßen des großen Kurorts waren hier und da schon von gelben Blättern überstreut. Pedroni fuhr langsam durch die breite Hauptpromenade, während die Kurkapelle mitten in ihrem Abschieds-Gala-Konzert mit rauschendem Schwunge die Ouvertüre zur Oper «Mignon» erklingen ließ, die in wilden Läufen über Straßen, Hotels und späte Engländerinnen dahingaloppierte. Der Packard hielt vor dem «Regina», hier wollte man den Tee nehmen.

«Sie können drüben ins Restaurant gehen», sagte Herr Xylander zu Pedroni. «Der Wagen wird sich wohl dort unterstellen lassen. Aber gehen Sie nicht fort, vielleicht wollen wir noch ein bißchen herumfahren. Es wäre ärgerlich, wenn wir Sie suchen müßten.» Pedroni nickte, zu betont und gehorsam, wie es Frau Valerie schien.

Das «Regina» war sehr leer, als Herr und Frau Xylander eintraten. Die Tanzkapelle gab sich alle Mühe, die wenigen Besucher in Stimmung zu bringen, aber es wollte ihr nicht recht gelingen. Es war Sonntag, die Saison war schon vorbei, das Wetter sehr trübe, aber trotzdem: um dreiviertel fünf Uhr nachmittags hätte es im «Regina» voller sein müssen. Wenige Paare nur tanzten, und weil sie sich auf der großen Fläche so einsam fühlten, gaben sie es bald auf.

Frau Valerie ließ sich dadurch nicht stören. Sie fand es reizend, sprach viel und rasch, und ließ sich über alle Geschehnisse unterrichten, die sich während ihrer Abwesenheit ereignet hatten.

Nach einer Stunde ungefähr fiel es Herrn Xylander ein, daß er seinem Chauffeur zu wenig Geld mitgegeben hatte. Vielleicht mußte Pedroni noch tanken, und da man auch noch über den Abend in Interlaken bleiben wollte, brauchte er dann Geld für sein Nachtessen drüben in der Wirtschaft.

In dem kleinen Restaurant war es so dunkel, daß Xylander seinen Chauffeur zuerst nicht sah. Er blieb eine Weile an der Tür stehen und blickte sich lange in dem kahlen Raum um. Dann ging er langsam auf den blanken Holztisch zu, an dem der Chauffeur vor einem Dreier Rotwein döste. Der Mann in der Uniform stand auf und blickte seinen Chef erwartungsvoll an. «Nein, Pedroni, wir fahren noch nicht», sagte der Direktor, und er sprach so laut, daß die Saaltochter erstaunt zu dem Tisch hinsah.

Der Chef bestellte zwei Becher Helles. Der Chauffeur stürzte seines in einem Zuge herunter. Anscheinend fühlte er sich recht abgespannt. Xylander bezahlte gleich und schob dem Chauffeur noch ein Geldstück hin. «Hier, Pedroni, falls Sie noch etwas brauchen.» Dann ging er fort.

Als der große Sturm aufkam, waren die Herrschaften Xylander schon beim Nachtessen. Frau Valerie schauderte leicht, als sie draußen vor der gläsernen Wand, die den Speisesaal abschloß, die wirbelnden Blätter treiben sah, die der Wind vor sich hertrieb. Die Nacht fiel schnell, herangeführt von den sausenden Schwingen des Unwetters. Große Regentropfen klatschten prasselnd gegen die Glasscheiben und überzogen die Fenster mit gleitenden Wasserdecken.

«Wir sollten zurückfahren», meinte Frau Valerie ängstlich. Herr Xylander sprach ihr Mut zu. Er wollte warten, bis der Sturm sich etwas gelegt hatte. Aber der Sturm legte sich nicht. Gegen halb zehn gab Herr Xylander zu, daß es keinen Sinn habe, noch länger zu warten. Vor dem Hotel stand bereits der Packard, überrieselt von dem strömenden Regen. Als Pedroni den Schlag aufriß, sah er seinen Chef mit großen, erschrockenen Augen an.

«Fahren Sie langsam, Pedroni», sagte Frau Valerie. «Bei so einem Wetter kann leicht ein Unglück geschehen.»

(Fortsetzung folgt)

Gesegnet sind . . .

Gesegnet sind, die liebend sich verschenken.
Ich will den Tag tief in mein Wesen senken,
Da du mir blühtest.
Ich weiß es nicht,
Ob du die Stunden hütest,
Die schimmernd sich zur Perlenkette reihten . . .
Ich fühle nur die Jugend mir entgleiten
Und sehne mich nach dir.

BRUNO SCHÖNLANK